

Zeit der schönen Not.

Meine Damen und Herren,

im Herbst 1948 erhielt der Konstanzer Oberbürgermeister Franz Knapp einen Brief. Darin ging der Absender – es war Johannes Weyl, der Gründer des Südverlag – auf das rege literarische Leben ein, das sich seit Kriegsende in Konstanz entfaltet hatte und sprach, durchaus pro domo, von hunderttausenden von Zeitschriften-Exemplaren und Büchern, die hier am Ort erschienen, um dann hinzuzusetzen: „Eins wird, so hoffe ich, auch denjenigen Herren der Stadtverwaltung einleuchten, die vielleicht vorwiegend wirtschaftlich denken: dass solche Resonanz der hiesigen kulturellen Arbeit [...] der Stadt Konstanz Publikum von Rang neu aktiviert“.

Dieser Gedanke – wir sprechen inzwischen von Standortvorteilen durch Kultur – ist heute so modern wie vor 60 Jahren. Was Johannes Weyl dazu gebracht hat, ihn gegenüber Franz Knapp herauszukehren, ist ungewiss – in der Sache aber hatte er nicht übertrieben: damals trugen tatsächlich hunderttausende von Zeitschriften- und Buchexemplaren, aller Zonenabschnürung zum Trotz, den Namen Konstanz in die Welt hinaus. Nach 1945 nämlich war zu den eingesessenen Verlagen eine Handvoll neuer Unternehmungen hinzugekommen, und unter ihnen war der Südverlag von Barbara und Johannes Weyl wohl der wichtigste. Hier erschien die Zeitschrift „Die Erzählung“ Ludwig E. Reindls in 50.000 Exemplaren – der Markt hätte damals leicht die doppelte Anzahl und mehr geschluckt; Fritz Harzendorfs Erklärungsversuch „So kam es“ ging über 200.000 mal über die Ladentische; seine Würdigung der Männer des 20 Juli brachte es auf dieselbe Auflage – nicht gezählt ein paar Dutzend Buchtitel und eine weitere literarische Zeitschrift – die von Gerhard F. Hering herausgegebene „Vision“.

Mit ihr wusste Johannes Weyl – um auf das „Publikum von Rang“ zurückzukommen – besonderes Renomee einzulegen. Um Autoren anzuwerben, alte Verbindungen wieder aufzunehmen und Echo für seinen Verlag zu wecken, verschickte er die Hefte in großem Stil bis

nach Übersee. Überall erregten die Hefte Bewunderung, in Emigrantenkreisen so gut wie in den anderen Besatzungszonen. Regelrecht überwältigt zeigte sich Urban Roedl von dieser Zeitschrift, die für damalige Verhältnisse geradezu splendid aufgemacht war. Englische Verlegerfreunde, denen er die Hefte gezeigt habe, hätten sich vor Bewunderung und Neid kaum zu fassen gewusst. Die dortigen Vorschriften zur Papierbewirtschaftung würden es ihnen unmöglich machen, von einer so luxuriösen Ausstattung auch nur zu träumen, schrieb er nach Konstanz – um den Ausdruck „luxuriös“ sogleich wieder zurückzunehmen: wo der Inhalt den Aufwand rechtfertige, sei dieser natürlich nicht vertan. Die „Vision“ bot nämlich nichts weniger als „Deutsche Beiträge zum geistigen Bestand“, wie der Untertitel lautete: neben Dichtung und Philosophie aus vielen Jahrhunderten gab es hier Hugo Balls „Zur Kritik der deutschen Intelligenz“ oder Kafkas „Hungerkünstler“, Erzählungen Döblins waren hier ebenso zu finden wie Dichtungen von Arthur Schnitzler oder Ernst Barlach. Ja, es gelang der Redaktion sogar der erste ungekürzte Abdruck von Ernst Jüngers „Auf den Marmorklippen“ nach dem Kriege. Kein Wunder, wenn auch Peter Schifferli, dem jungen Verleger der Zürcher Arche, angesichts eines neuen Heftes der „Vision“ schwante, „dass er vor lauter Lesen und Staunen heute kaum zu seiner Büro-Arbeit“ kommen werde. Weyls Briefkommentar: es gelte eben, wieder Maßstäbe aufzustellen.

Erarbeitet hatte sich Weyl diese Maßstäbe im Berliner Ullstein-Verlag. Zu ihm war der gebürtige Kieler nach einem aufgegebenen Biologie-Studium 1926 als Redakteur des „Blattes der Hausfrau“ gestoßen. Dass damals ein Mann ein solches Blatt machte, mag uns heute befremdlich erscheinen – die Ausnahme war es nicht. Im selben Verlag kam nämlich auch „Die Dame“ heraus, redigiert von Ludwig Emanuel Reindl. Mit seinen 12.000 Angestellten war Ullstein damals Europas größter Presse- und Medienkonzern, dessen Bedeutung auf einer breiten Produktpalette beruhte – sie reichte von großen meinungsbildenden Zeitungen und zahlreichen Zeitschriften in Millionenaufgabe über Bücher bis hin zu Schnittmusterbogen und Landkarten. Als der Verlag 1934 arisiert wurde, baten die Brüder Ullstein Johannes Weyl, anstelle des ausscheidenden Kurt Szafranski Leiter des Zeitschriftenverlags zu werden. Weyl sagte nach einigem

Zögern zu – aus Loyalität zum Haus und weil er vom alten Ullstein-Geist zu retten entschlossen war, was zu retten war.

Nun schrillen bei solchen Äußerungen bekanntlich alle Alarmglocken. Wer beanspruchte damals nicht, nur deshalb auf dem Posten geblieben zu sein, um Schlimmeres zu verhindern! Das Problematische daran war Weyl selbst am besten bewusst – von schmalen Möglichkeiten und arger Kompromisslerei hat er später selbst gesprochen. Aber es macht wohl doch den entscheidenden Unterschied, ob jemand eine Mitwirkung im Nachhinein zu rechtfertigen sucht – oder ob er sein Handeln von vornherein auf die Nutzung verbliebener Freiräume abgestellt hat. Dass Weyl dies, wo immer er konnte, versucht hat, steht außer Frage. So hat er nicht nur aus rassistischen und politischen Gründen gefährdete Mitarbeiter über die Zeit hinaus zu halten gewusst, sie geschützt oder mit Aufträgen über Wasser gehalten; er hielt auch Kontakt zu Personen des Widerstands, zu ehemaligen jüdischen Mitarbeitern und verhalf nicht wenigen zur Flucht. Zwei von ihnen möchte ich hier stellvertretend anführen: Raimund Pretzel verhalf er mit einem Auftrag ins englische Exil – später ist er unter dem Pseudonym Sebastian Haffner berühmt geworden. Und noch 1977 schrieb Helen Hessel aus Paris, sie habe Johannes Weyl nie seinen Beistand vergessen, dem es zu verdanken war, dass ihrem Mann Franz Hessel im letzten Augenblick die Flucht nach Frankreich gelang.

Was die erwähnte „Nutzung verbliebener Möglichkeiten“ betrifft, so wären wohl die populären Vater-und-Sohn-Geschichten von Erich Ohser das beste Beispiel. Sie erschienen von 1934 an unter dem Pseudonym e. o. plauen in der „Berliner Illustrierten“. Mit ihren erfreulich zivilen, ja geradezu „antiautoritären“ Bildbotschaften bildeten sie kleine ideologiefreie Inseln inmitten des gleichgeschalteten Lebens. Weyl stand bei der Entwicklung dieser Serie Pate, und nach 1945 hat er drei Bände mit diesen Bildgeschichten Ohzers, der 1944 in der Haft Selbstmord beging, im Südverlag wieder aufgelegt. Ludwig E. Reindl, der in jenen Jahren viel Kontakt mit Weyl hatte, nannte ihn einen der unerschrockensten Menschen, denen er begegnet sei. Für dieses Urteil steht die folgende Anekdote: Als Weyl einmal einem NS-Funktionär vorgestellt wurde, der meinte „Weyl, das klingt ja so jüdisch“, habe der in mühsam

unterdrücktem Zorn spontan gesagt: „Und wenn Sie die Buchstaben umdrehen, wird sogar Lewy draus“.

Meine Damen und Herren, ich bin auf diese Zusammenhänge etwas näher eingegangen, weil in ihnen schon viel von den Konturen und vom Geist des späteren Südverlag steckt. Den gründete Johannes Weyl noch im Sommer 1945 parallel zum „Südkurier“, nachdem er aus dem Sanitätsdienst ausgeschieden war und sich am Bodensee für einen beruflichen Neuanfang als Verleger entschieden hatte. Sowohl Zeitung als Buchverlag stellte er von Anfang an in den Dienst der Aufklärung über die jüngste Vergangenheit – wenn auch auf eine eigene Weise. Zusammen mit seinem ersten Chefredakteur Fritz Harzendorf lancierte Weyl im „Südkurier“ die „Deutsche Anklage“, die den „Nürnberger Prozess“ mit einer deutschen Stimme begleitete. Im Gegensatz zum Tribunal der Sieger bezog diese Serie jedoch die Verbrechen der Nazis am eigenen Volk ausdrücklich mit ein. In diesem Rahmen erschienen auch die beiden eingangs erwähnten Schriften „So kam es“ und „Der 20. Juli 1944“. So schmal die letztere auch war – um sie recht zu würdigen, muss man bedenken, dass die Männer des 20. Juli damals noch weithin als Hochverräter galten – eine Neubewertung ließ bekanntlich noch Jahrzehnte auf sich warten. Bald nach Kriegsende trat Weyl auch mit Ricarda Huch in Verbindung. Sie plante ein Buch über hingerichtete Widerstandskämpfer, und Weyl unterstützte ihre Recherchen tatkräftig. Den Anforderungen eines solchen Buches zeigte sich die 82-jährige dann freilich nicht mehr gewachsen.

Anfang 1946 wurde Johannes Weyl der „Südkurier“ durch die Besatzungsmacht entzogen, weil er sich geweigert hatte, sich mit einer Allparteienredaktion anzufreunden. So fand er bis zur Rückübertragung des „Südkurier“ Gelegenheit, sich drei Jahre lang allein dem Südverlag zu widmen. Was als „Deutsche Anklage“ im Südkurier begonnen worden war, fand nun mit den „Schriften des Südverlag“ eine Fortsetzung. Gedacht war dabei an eine Reihe von Beiträgen über das Versagen der Eliten in den einzelnen Bereichen und über deren demokratische Perspektiven – verfasst von prominenten Vertretern ihres Fachs wie Karl Jaspers und Eduard Spranger, Romano Guardini und Theodor Heuss.

Um diesen frühen Programmkern gruppierte sich mit der Zeit eine staunenswerte Fülle von Einzelprojekten und ganzen Buchreihen, die Grenzen kaum zu kennen schien. „Ich bin unternehmungslustig und in jedem Ihnen erwünschten Umfang bereit, Ihre Werke hier herauszubringen“, schrieb Weyl 1948 seinem Autor Martin Gumpert in die USA – Worte, die seinen damaligen Betätigungsdrang nach 12 Jahren kulturpolitischer Gängelung und Abschnürung von der Welt nicht übel charakterisieren. Hier nur ein paar Beispiele geplanter Buchreihen: „Die Deutschen im Urteil der Welt“, „Das Kunstheft“, „Neue deutsche Lyrik“, „Historische Bibliothek“, „Die Welt im Bild“, „Biologie für Kinder“, „Bücher der Stille“, „Imago. Bücher der Anschauung“, nicht zu vergessen eine auf 50 Bände angelegte „Bibliothek der Jugend“. Selbstüberschätzung? Verkennung des Marktes und seiner Möglichkeiten? Sicherlich – doch der Südverlag stand damit nicht allein. Die Pläne der nur wenige Häuser weiter residierenden Verlage Curt Weller und Johannes Asmus nahmen sich nicht weniger ehrgeizig aus. Es war ein Signum jener Zeit, dass sie ins Große zielte – und in vielem scheiterte.

Nimmt man zu den genannten noch zwei, drei weitere Verlage hinzu, so lässt man sagen, dass die Literatur am Bodensee von ihnen damals neu erfunden worden ist. Anleihen beim Fundus der heimischen Literaten waren nämlich eher selten – die Region, und natürlich nicht nur sie, wurde vielmehr mit neuen Autoren konfrontiert. Der „beschauliche, konservative Menschenschlag unserer Heimat“, stellte Friedrich Munding mit Blick auf den Bodensee damals im „Südkurier“ fest, habe den Anschluss an die neue Zeit lange verpasst. Deshalb sei es „nur fruchtbar“, dass nach 1945 hier neue Verlage Fuß fassten.

Was beim Südverlag sogleich auffällt, ist der Anteil an jüdischen und Exilautoren. Die wichtigsten waren Martin Gumpert, der für seinen Gedichtzyklus „Bericht aus der Fremde“ den Lyrikpreis des Südverlag erhielt, der Dramatiker Otto Zoff, Stephan Lackner, der Freund und Mäzen Max Beckmanns, der Historiker Gerhard Masur mit seiner voluminösen Biographie Simon Bolivars und die greise Germanistin Elise Dosenheimer. Auch Hans-J. Weitz, neben Gerhard F. Hering Berater, Lektor und Autor des Südverlag, hatte sich wegen seiner nicht rein arischen Abstammung nach missglückter Emigration im

Südschwarzwald versteckt gehalten und sich mühsam als Goetheforscher durchgebracht, bis er 1947 zum Team stieß. Eine Ideologie hat Weyl daraus nicht gemacht. Verlegt wurden auch der erste Südwestfunk - Intendant Friedrich Bischoff oder Paul Alverdes – Autoren, die, mit welchem Recht immer – eher die Bezeichnung „Innere Emigration“ für sich reklamierten. Auch Übersetzungen aus dem Französischen prägten das Programm mit. Bemerkenswert drei Erzählerinnen, die sich – ganz im Sinne der „Deutschen Anklage“ – mit Bombenkrieg, Flucht und Vertreibung auseinandersetzten. Beliebte, um es zurückhaltend zu sagen, waren diese Themen bei den Alliierten nicht. Für Ricarda Huchs Schilderung eines Fliegerangriffs auf Jena wurde Weyl die Druckerlaubnis verweigert, und für die Flüchtlingsgedichte von Ruth von Ostau erhielt er kein Papier. Doch Weyl wäre der letzte gewesen, der sich einschüchtern ließ. Offen trat er Ablehnungen entgegen und kämpfte für seine Autoren und ihre Titel. Im Falle der „Flüchtlingsgedichte“ ließ er diese kurzerhand auf den Abfallstreifen der großformatigen „Vision“ drucken – so erklärt sich das Miniformat dieser Publikation. Dabei hatte sich die Autorin auf denkbar unrevanchistische, ja versöhnungsbereite Weise mit ihrem Schicksal auseinandergesetzt. Man wünschte sich, der Geist dieser Gedichte hätte auch die Politik der Vertriebenenverbände nach 1945 bestimmt.

Neuentdeckungen hielten sich mit Autoren, die bereits einen Namen hatten, in etwa die Waage. Die wichtigsten waren Karl Krolow, dessen erster selbständiger Gedichtband im Südverlag erschien, und Viktor Mann mit seiner Familienbiographie „Wir waren fünf“. Bei ihr spielten Johannes Weyl und Ludwig E. Reindl im wahrsten Sinne des Wortes die Geburtshelfer. Eigentlich sollte Viktor Mann seinen Bruder Thomas nur als Redner für einen Münchner Jugendkongress gewinnen, und Weyl war von Münchner Freunden gebeten worden, zu diesem Zweck für Viktor Mann eine Erlaubnis zum Grenzübertritt zu erwirken – Thomas Mann weilte nämlich zu seinem ersten Europabesuch nach dem Krieg gerade in der Schweiz. Als es dann in Konstanz zu einem abendlichen Zusammensein mit Weyl und Reindl kam, plauderte Viktor Mann so lebendig von seiner Familie, dass man ihn beschwor, daraus ein Buch zu machen. Es war die Geburtsstunde eines stilsicheren und humorvollen Erzählers, dessen Buch all jene Lügen strafen sollte, die Viktor Mann, teils bis heute, als

literaturfernen Landwirt und Bankfachmann abtun. Seit über 60 Jahren zählt „Wir waren fünf“ nun zu den wichtigsten Quellen über die Familie Mann. Der Autor, der im Frühjahr 1949 starb, hat das Erscheinen seines in mehrere Sprachen übersetzten Buches nicht mehr erlebt.

Lassen Sie mich zum Schluss von einer weiteren Autorenbeziehung berichten, auch wenn sie leider zu keinem Buch führte. Aber sie enthüllt doch eine weitere Seite des Verlegers Johannes Weyl. Ich spreche von Gottfried Benn. Ihm hatte Weyl Anfang 1946 einen Brief nach Berlin geschrieben, in dem er ihm versicherte, sich glücklich zu schätzen, wenn er dazu beitragen könne, seine Stimme wieder vernehmbar zu machen. Weyls Brief erreichte den Dichter in einer seiner tiefsten Krisen: er hatte vor kurzem seine Frau verloren und stand wegen anfänglicher Sympathien für den Nationalsozialismus auf der schwarzen Liste. Weyl indes wusste zwischen politischer Fehlbarkeit und Dichtung zu unterscheiden und erbat Manuskripte, die er nach Absprache an geeignete Schweizer Zeitschriften weitergab. Damit gedachte er den Boden für eine Rückkehr Benns in die Literatur vorzubereiten – Weyl hatte die eingestandene Angewohnheit, Manuskripte vom *Autor* und *dessen Interessen* her zu behandeln. Das kann man kaum anders als nobel nennen – in diesem Fall jedoch brachte sie Weyl um den Nachruhm, erster Nachkriegsverleger Benns geworden zu sein. Zumindest die „Statischen Gedichte“, die 1948 bei der Zürcher Arche herauskamen, hätte er bei konsequenter Wahrung seiner *eigenen* Interessen verlegen können. Benn hat Weyls frühe Ermutigung, als er sich noch der „Secte der Unberührbaren“ zurechnete, übrigens nie vergessen. Seinen zweiten Büchner-Preisträger neben Krolow, den von 1951, hat sich Weyl aber leider entgehen lassen.

Die letzten Bücher des Südverlags in seiner alten Form – denn es gibt ihn ja heute noch – erschienen 1952; die beiden Zeitschriften „Erzählung“ und „Vision“ waren schon 1950 eingestellt worden. Daran war zum einen die Währungsreform schuld, die für die Neuverlage unvorhersehbare und finanziell kaum zu bewältigende Folgen hatte. Zum anderen hing das Ende des ersten Südverlag mit der Entscheidung Weyls zusammen, seine ganze Kraft in den Ausbau des

„Südkurier“ zu stecken. Dieser war ihm im Februar 1949 wieder übertragen worden.

Meine Damen und Herren, dass Konstanz im literarischen Leben nach 1945 einen guten Klang bekam und neben Baden-Baden, Freiburg und Mainz zum wichtigsten Verlagsort der französischen Zone wurde, war auch Johannes Weyl und seinen Mitarbeitern zu verdanken. Was sie an neuen Inhalten und neuen Maßstäben in die alles in allem behäbige Bodenseestadt brachten, steht für jene neu gewonnene Freiheit, für jenen Neubeginn, die unser Titel „Zeit der schönen Not“ meint.

Ich danke herzlich der Tochter Johannes Weyls, Frau Dr. Brigitte Weyl, für die Öffnung ihrer Archive, von denen diese Ausstellung zehrt, ich danke den übrigen Leihgebern und ich danke Frau Dr. Ute Hübner für die wie immer erfreuliche und gute Zusammenarbeit. Vielen Dank Ihnen allen für Ihr Interesse.